

BUCHBESPRECHUNGEN

FROLINDE BALSER SOZIAL- DEMOKRATIE 1848/49—1863

Die erste deutsche Arbeiterorganisation „Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung“ nach der Revolution. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1962. Textband und Quellenband, zusammen 727 S., Ln. 68 DM.

Dieses umfassende Werk über die „Allgemeine deutsche Arbeiterverbrüderung“ ist eine Frucht jahrelanger äußerst gewissenhafter Forschung in Bibliotheken und Staatsarchiven. Es lüftet das historische Dunkel, das noch weitgehend über der Arbeit dieser Organisation schwebte, die uns bisher eigentlich fast nur in Verbindung mit dem Namen eines ihrer Gründer, des Schriftsetzers *Stephan Born*, geläufig ist.

Aus diesem Werk erkennen wir, wie eine Fülle von bereits örtlich und regional bestehender Organisationen von Arbeitnehmern, die die alten Bindungen der Zunft- und Innungsverfassung bekämpfen, den Schritt zu einer einheitlichen deutschen Organisation tun. Gerade für den Gewerkschafter ist es interessant, wie z. B. die Zigarrenarbeiter, die in Hamburg bereits 1823 ihre erste Unterstützungskasse gegründet hatten, und die verschiedenen Sparten des Druckereigewerbes ihre bewährten Vorstellungen und Methoden der Arbeit in diese Neugründung des Jahres 1848 einbringen, die durch Selbsthilfe damals all das erreichen wollte, was wir heute unter moderner Sozialversicherung verstehen. Die „Arbeiterverbrüderung“ brachte dem Arbeiter zum Bewußtsein, daß er nicht nur Maschine, sondern Mensch ist, daß er seine Ziele nur in Gemeinschaft mit allen anderen Arbeitern erreichen kann. Ihr bedeutendster Beitrag für die gesellschafts-politische Entwicklung war die Idee der Verbrüderung, der Solidarität.

Mehr auf das praktische Wirken als auf das Aufstellen einer Theorie bedacht, ver-

suchte die „Arbeiterverbrüderung“ die Lage ihrer Mitglieder zu verbessern. Zu diesem Zweck wurden Genossenschaften gegründet, sowohl Einkaufsgenossenschaften, die der Organisation Kapital verschaffen, ihren Mitgliedern die Waren verbilligen sollten, wie Produktionsgenossenschaften, die den Arbeitslosen Arbeit geben sollten. Das Zahlen von Wanderunterstützungen, die Errichtung von Arbeitsnachweisen und Krankenkassen, die z.B. trotz der Reaktion noch 1853 in Berlin bestanden, die Hilfe für Invalide, Witwen und Waisen setzte das Postulat der Brüderlichkeit in die Tat um.

Zusätzlich war neben diesen gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Unternehmungen eine ausgeprägt politische Haltung der Mitglieder zu beobachten. Die „soziale Aufbesserung“ des Arbeiterstandes sollte im Zusammenhang mit der damaligen demokratischen Bewegung verfolgt werden. Allgemeines Wahlrecht, gesicherte Grundrechte, ein handlungsfähiges Parlament werden gefordert. Es bestand bei den Mitgliedern die Bereitschaft, sich in einen so gearteten Staat einzugliedern.

Alle diese Ideen entstanden vollkommen unabhängig von dem Wirken von *Karl Marx*, der auch keine organisatorische Verbindung mit der „Arbeiterverbrüderung“ hatte. Frau Baiser vertritt die Ansicht, daß sich die deutsche Arbeiterbewegung ähnlich wie die englische unmarxistisch entwickelt hätte, wenn nicht schon bald nach ihrer Gründung die erfolglose Revolution von 1848 die Regierungen und Polizeichefs aller 38 Einzelstaaten auf den Plan gerufen hätte, wodurch nach und nach die Tätigkeit der „Arbeiterverbrüderung“ zum Erliegen kam. Dies geschah nicht sofort nach dem Niederschlagen der Revolution von 1848. Noch im Februar 1850 war es möglich, die erste Generalversammlung in Leipzig, dem Sitz der Zentralkomitees, abzuhalten. Die dort beschlossenen Grundstatuten finden wir als Faksimili im Quellenband. Darin ist auch eine Karte enthalten, auf der die Verfasserin 100 von den 170 Vereinsorten eingezeichnet

hat, die 1850 an wandernde und arbeitslose Mitglieder Unterstützungen zahlten. Die heutige Teilung Deutschlands ließ das Auffinden der weiteren Orte nicht zu.

Das vorliegende Werk beschäftigt sich nicht nur mit den Zielen und Arbeitsmethoden der „Arbeiterverbrüderung“. Das 2. Kapitel macht uns mit den Arbeiterführern von 1850 und ihrem fernerem Lebensschicksal bekannt. Das dritte versucht die Verbindung der „Arbeiterverbrüderung“ zu Marx und zu dem Kommunistenbund aufzuhehlen. Im nächsten wird die Bekämpfung der Arbeiterorganisationen nach 1848 durch die Regierungen der deutschen Einzelstaaten dargestellt, hierfür wurden vorwiegend die Staatsarchive von Baden, Bayern, Württemberg und das Landeshauptarchiv in Dresden durchforscht. Es ist interessant, daß schon damals die Regierungen dieser Staaten, ebenso wie Preußen, gesonderte Denkschriften über die Tätigkeit der „Arbeiterverbrüderung“ anfertigen ließen, damit ihre Polizei Richtlinien und Anweisungen für die Verfolgung dieser weitverzweigten Arbeiterbewegung erhielt.

Das folgende Kapitel untersucht den Aufbau der „Arbeiterverbrüderung“ in Württemberg, wo bis 1852 die Tätigkeit weitergeführt werden konnte, weil eine besonders günstige Parteikonstellation vorlag. Die dortige Volkspartei stand den sozialen Forderungen der Arbeiter fortschrittlich gegenüber. Es ergab sich, wenn auch nur für kurze Zeit, ein „Modell“ politischer und sozialer Demokratie.

Das letzte Kapitel stellt dar und analysiert die reaktionären Beschlüsse des Deutschen Bundes von 1851. Sie schildert deren Auswirkungen und schließt mit dem Wiederaufleben der Arbeiterbewegung 1863.

Besonders zu danken ist der Verfasserin für den 200 Seiten umfassenden Quellenband, in dem neben der Wiedergabe von bisher noch unbekanntem Dokumenten aus vielen bisher gleichfalls verschollenen Liedern, Gedichten und Aufsätzen der damaligen Zeit der Geist der kämpferischen Arbeiter mit Inbrunst zu uns spricht.

Erna Blencke

SUSANNE MILLER

DAS PROBLEM DER FREIHEIT IM SOZIALISMUS

Freiheit, Staat und Revolution in der Programmatik der Sozialdemokratie von Lassalle bis zum Revisionismus-Streit. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 1964. 346 S., Ln. 32,— DM.

Dieses Buch von Susanne Miller ist viel mehr als eine geschichtliche Darstellung, wie der Titel — bezogen auf die ersten 40 Jahre der sozialdemokratischen Bewegung bis zum Dresdner Parteitag 1903 — vermuten läßt. In der meisterlichen Schlußbetrachtung und schon im vorangegangenen Kapitel über die zwischen

Gegensatz und Ergänzung schwankende Bewertung von Revolution und Reformation in den Streitgesprächen früherer sozialdemokratischer Parteitage, werden die Konsequenzen gezogen, die zum Godesberger Programm von 1959 geführt haben. Hier haben wir seine theoretische Grundlage, entwickelt aus der Praxis der Vergangenheit.

Dazu gibt das Buch als Ganzes wiederum mehr als der Titel zu beschränken scheint: nicht nur die Einstellung der Sozialdemokratie zum Bezugssystem Freiheit und Gleichheit, wobei die Gleichheit von jeher als Regulativ der Freiheit angesehen wurde — die Problemstellung des Titels ist eingebettet in die Geschichte der Sozialdemokratie und ihrer großen Figuren. Ja — und das ist nicht der geringste Wert dieser Darstellung — hier wird so anschaulich die Rechtfertigung des Besiegten des Dresdner Parteitages — *Eduard Bernstein* — geschildert, der durch den geschichtlichen Ablauf des anschließenden halben Jahrhunderts bestätigt wurde. Sein Buch, das zum Ausgangspunkt der permanenten Richtungskämpfe in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung wurde, heißt ja: Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie. Die Entwicklung hat die Richtigkeit seiner Voraussetzungen bestätigt und den Aufgaben der Sozialdemokratie von heute die Ausrichtung gegeben.

Diese Geschichte der Sozialdemokratie ist gekennzeichnet durch den immer wieder auftretenden Gegensatz zwischen ihrer Theorie und Praxis, wie Susanne Miller so anschaulich schildert. Die von *Marx* und *Engels* gegebene und von ihren Schülern, vor allem *Bebel* und *Kautsky* zum Kernstück gemachte Theorie einer zwangsläufig revolutionären Lösung, die bis zur Hitlerzeit zum Programm gehörte, stand immer wieder im Widerspruch zu der Praxis der Partei, die natürlich keine Massenbewegung hätte werden können, wenn sie nicht für die Besserung der Lage der arbeitenden Klassen und für die Linderung ihrer täglichen Sorgen eingetreten wäre — also für Reformen im bestehenden Staat.

Wir sehen in diesem Buch wieder, wie diese Diskrepanz zu ambivalenten Deutungen des Wortes Revolution führte: als radikales Gewaltmittel, weil die herrschende Staatsgewalt die Schaffung einer Gesellschaft, die auf Freiheit und Gleichheit basiert, nicht zulassen würde — und Revolution als Bezeichnung der dynamischen Entwicklung zu diesem Ziel auf friedlichem Wege —, etwa wie man ja allgemein heute von der „Industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts“ spricht.

Diese Ambivalenz der Verwendung des Begriffs Revolution führte in den sozialdemokratischen Richtungskämpfen zur Konfusion, weil nicht nur Vertreter der einen Deutung gegen die der anderen polemisierten, sondern oft genug dieselben mal die eine mal die andere

Bedeutung verwendeten und sehr entgegen-gesetzte Schlüsse zogen, ohne jedoch früher Gesagtes zurückzunehmen. So schließt bekanntlich das Kommunistische Manifest mit der Feststellung, die Ziele seien nur durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnungen zu erreichen; jedoch schreibt der Mitverfasser *Friedrich Engels* beinahe 50 Jahre später, wie Susanne Miller zitiert: „Wir, die Revolutionäre, gedeihen weit besser bei den gesetzlichen Mitteln als bei den ungesetzlichen und den Umsturz, die erfolgreiche Handhabung des allgemeinen Stimmrechts hat bewirkt, daß Bourgeoisie und Regierung. . . sich weit mehr fürchten vor den gesetzlichen als den ungesetzlichen Aktionen der Arbeiterpartei — vor den Folgen der Wahl als vor den Folgen der Rebellion.“

Die Verfasserin gibt viele Beispiele für diesen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis und für die Verwirrung, die dadurch in der Partei angerichtet wurde. Sie stellt dann abschließend fest, dieser Widerspruch sei nun überwunden, die SPD habe sich „zu dem bekannt, was sie in Wahrheit immer schon war: eine demokratische soziale Reformpartei.“

Wie hatte doch *Bernstein* an der Jahrhundertwende an die Partei appelliert? „Und was sie ist, das wage sie zu scheinen!“ Also nur noch eine soziale Reformpartei? Nicht mehr sozialistisch — und selbst auf das Eigenschaftswort „radikale“ soziale Partei wird verzichtet? Aber heute kann sich jede Partei, die vom parlamentarischen Kräftespiel und dem allgemeinen Wahlrecht abhängt, eine demokratische Partei nennen; und jede muß, ganz im Sinne dessen, was der alte *Engels* erkannt hatte — gewiß mit unterschiedlichem Gewicht —, soziale Reformen aufs Programm setzen. Das Wort „Soziale Marktwirtschaft“ stammt bekanntlich von *Erhard*. Daher sollte man heute an die SPD appellieren, das zu sein, was sie offenbar nicht mehr zu scheinen wagt: Eine sozialistische Partei.

Bernhard Reichenbach

VIKTOR NEKRASSOW

AUF BEIDEN SEITEN DES OZEANS

Reisenotizen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1964. 159 S., kart. 8,— DM.

„Auf beiden Seiten des Ozeans“, nämlich in Italien und in den USA, hat der russische Schriftsteller Viktor Nkrassow „Reise-Notizen“ aufgezeichnet und sie dann *zuerst in der Sowjetunion* veröffentlicht; das ist bemerkenswert, weil seine Betrachtungen viele freimütig kritische und selbstkritische Vergleiche zwischen Westen und Osten enthalten. Jetzt sind diese auch für uns so reizvollen wie aufschlußreichen Skizzen in guter deutscher Übertragung (Ingrid Tinzmann) erschienen; sie eröffnen eindrucksvoll eine neue

Reihe „dva Beispiele“, in der Prosastücke und Gedichte der „neuen Generation der Schriftsteller in allen Ländern“ erscheinen sollen.

Nkrassow ist ein ausgezeichnete Beobachter, der Städte und Menschen, Literatur und Filme, Architektur und Malerei mit scharfem und zugleich liebevollem Blick erfaßt und über all dies Kluges zu sagen weiß; dabei kommt ihm und dem Leser zugute, daß er Schriftsteller und Architekt ist und offensichtlich auch vom Film eine Menge versteht. Die Art, wie er italienische, russische und amerikanische Menschen plastisch schildert, zeigt ihn als Dichter von Rang; manche Begegnung, die Nkrassow festhält, manche humorvolle Szene, von der er berichtet, manches menschliche Schicksal, das er in wenigen Sätzen darstellt, manche Schilderung eines Gemäldes oder einer Stadt werden uns lange im Gedächtnis bleiben.

Dr. Walter Fabian

CONRAD F. LATOUR

SÜDTIROL UND DIE ACHSE BERLIN

— ROM 1938—1945

Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Nummer 5. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1962. 158 S., broschiert 7,80 DM.

Der Mailänder Monstreprozeß der Anachronismen, wie die „Zeit“ ihn genannt hat, macht keine Schlagzeilen in der Bundesrepublik. Ist es ein Trost, wenn wenigstens wissenschaftlich „aufgearbeitet“, wieder einmal präzise dokumentiert wird, wie „nationale“ deutsche Politik eh und je machtpolitische Erwägungen dem Gedanken an deutsche Menschen, deutsche Kultur voranstellte? *Hitler*, der nicht müde wurde, gegen den Schandfrieden von Versailles zu belfern, fand den Frieden von St. Germain gar nicht schändlich, in dem *Wilson* „in flagrantem Widerspruch zu dem zentralsten seiner Grundsätze“ — so *Harald Nicolson* — einfach weil er nicht Bescheid wußte, 230 000 Tiroler unter italienische Herrschaft gebracht hatte. Noch vor *Mussolinis* Machtergreifung war Hitler Italiens Freundschaft und darauf die ideologische Solidarität mit dem Faschismus wichtiger. Im März 1938 zieht er dann „eine klare Grenze gegenüber Italien. Es ist der Brenner“, um ungestört Österreich annekieren zu können, und im Juni 1939 wird die Umsiedlung der Tiroler ins Reich vereinbart: Muster für die Umsiedlungen von Volksdeutschen aus dem Baltikum, Wolhynien, Bessarabien, der Bukowina usw. Kein Zufall, daß sich gerade in diesen Aktionen die Stellung *Himmlers* weiter festigt. Als willkommenen Arbeiter und Kanonenfutter werden die Volksdeutschen zwar nicht vernichtet, wie bald darauf die Juden; die totalitäre Haltung eines Staates, dem der einzelne nichts ist, zeigt sich aber auch ihnen gegenüber.

Ehe es einen Grund zur Vertreibung der Deutschen aus Osteuropa gab, wurde sie von Deutschen an Deutschen vorexerziert. Dabei verschlägt es nichts, daß sie durch Propaganda schmackhaft gemacht wurde. Für Südtirol schildert und analysiert Conrad F. Latour die einzelnen Etappen des Unternehmens mit Akribie und Verve. Wenn hier hervorgehoben sei, wie die Tiroler bald entdeckten, daß es weitaus besser war im italienischen Heer zu dienen als im deutschen, weil es „dort nicht ganz so ‚heroisch‘ zugeht“ (S. 89), so um zu illustrieren, wie vernünftig auch Tiroler reagieren, wenn Italien ihnen Chancen zum Leben läßt, — und das heißt heute: frei zu leben. *Hermann Meier-Cronmeyer*

HEINRICH MANN

BRIEFE AN KARL LEMKE
UND KLAUS PINKUS

Claassen Verlag, Hamburg 1964. 195 S., kart. 9,80 DM.

Der Claassen Verlag, dem die Neuauflage der Romane von Heinrich Mann zu danken ist, hat soeben einen Band mit rund 90 Briefen herausgegeben, die der Dichter zwischen 1930 und 1949 geschrieben hat.

Die erste — größere und unseres Erachtens wertvollere — Gruppe von Briefen ist an Karl Lemke gerichtet, der jahrelang an einer großangelegten Heinrich-Mann-Biographie arbeitete; hauptsächlich dazu hat ihm der Dichter in seinen Briefen Mitteilungen und Hinweise autobiographischen Charakters gegeben, die in vielen Details, vor allem aber in bezug auf die schlichte und klare Persönlichkeit Heinrich Manns sehr aufschlußreich sind.

Die zweite Gruppe von Briefen — an Klaus Pinkus gerichtet — spiegelt vor allem die Jahre der Emigration wider: Heinrich Manns Glauben an ein besseres Deutschland, seine Enttäuschungen, seine wachsende Vereinsamung im hohen Alter.

Beide Briefsammlungen geben Zeugnis von Heinrich Manns Arbeitsweise, von seinen Beziehungen zu seinen Geschwistern (Thomas, Carla, Victor Mann), von seinem Verhältnis zum Werk von Fontane, Anatole France und einigen anderen großen Epikern; besonders eindrucksvoll ist die Bescheidenheit, mit der er seinen Biographen Lemke berät. Überraschend ist bei diesem Meister des Wortes die Einfachheit der Sprache in diesen Briefen, in denen er — ganz anders als Thomas Mann in seinen Briefen — gar nicht um sprachliche und künstlerische Gestaltung bemüht scheint.

Beim Lesen dieser Briefe kommt uns der Mensch und Dichter Heinrich Mann in sympathischer Weise nahe. *Dr. Walter Fabian*

GERHARD A. FRIEDL

DIE GEWERKSCHAFTEN
ALS UNTERNEHMER

Seewald-Verlag, Stuttgart-Degerloch 1964, 191 S., Ln. 14,80 DM.

Ein Buch, das aus der Sicht eines Außenstehenden über die wirtschaftlichen Unternehmungen der Gewerkschaften unterrichtet und sich bemüht, sachlich das Für und Wider solcher unternehmerischen Betätigung einer Arbeitnehmerorganisation zu untersuchen und insbesondere die Gründe darzulegen, die sie bewogen haben, eigene Wohnungsbaugesellschaften, Versicherungen und Banken ins Leben zu rufen, könnte verdienstvoll sein, wenn es zum Selbstverständnis der Gewerkschaften beizutragen vermöchte. Die Schrift von Friedl kann leider nicht als ein solcher Versuch angesehen werden, die eigenwirtschaftliche Betätigung der Gewerkschaften unvoreingenommen zu betrachten. Zwar heißt es im Klappentext: „Fern jeder Polemik, aber mit aufsehenerregender Beweiskraft schildert der vorzüglich informierte Verfasser dieses Buches, in welchem Umfang die Gewerkschaften in der Praxis bereits ins Geschäft eingestiegen sind: Im großen Sog des ‚Wirtschaftswunders‘ haben sie ein Milliardenvermögen gemacht und über 10 000 Aufsichtsratsposten besetzt.“

Aber bereits dieser Satz kennzeichnet das ganze Buch. Denn sein zweiter Teil widerlegt die anmaßenden Behauptungen des ersten. Der Verfasser ist keinesfalls „fern jeder Polemik“, sondern polemisiert unentwegt. Zum Beleg mag es genügen, einige Kapitelüberschriften zu nennen: „Brenner: Gralshüter des Klassenkampfes“; „Gläserne Taschen nur auf dem Papier“; „In die Aufsichtsräte — mit Gewalt“.

Auch die zweite Behauptung, mit der vom Verlag dem Verfasser großzügig bescheinigt wird, daß er „vorzüglich informiert“ sei, trifft keineswegs zu. Selbst wenn man Friedl zugute hält, daß nicht über alle Einzelheiten der Unternehmen, an denen die Gewerkschaften beteiligt sind, allgemein zugängliche Unterlagen vorliegen, so hätten doch vorhandene und jederzeit erhältliche Veröffentlichungen genügt, ein zutreffenderes Bild von der unternehmerischen Betätigung der Gewerkschaften zu vermitteln, als es der Verfasser zeichnet.

Wie wenig genau es Friedl mit der Wahrheit nimmt, zeigt sich allein darin, daß er mit einer sturen Hartnäckigkeit immer wieder die Konsumgenossenschaften mit der unternehmerischen Betätigung der Gewerkschaften in einen Topf wirft. „Die Gewerkschaften sind über die Konsumgenossenschaften an fast 9000 Einzelhandelsgeschäften beteiligt, an Brot- und Konservenfabriken, an Großschlächtereien,

an Geflügelfarmen, sogar an der Aufzucht von leistungsfähigem Saatgut" (S. 8). Nicht eine dieser Behauptungen stimmt! Lediglich weil Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften gemeinsam an vier Unternehmen beteiligt sind (Alte Volksfürsorge, Deutsche Sachversicherung Eigenhilfe, Gemeinwirtschaftliche Hochseefischerei und Bank für Gemeinwirtschaft) rechnet Friedl kühn auch die Konsumgenossenschaften, die GEG und die sonstigen Betriebe der Genossenschaftsbewegung zur „gewerkschaftlichen Wirtschaftsmacht“, obwohl er nicht umhin kann (S. 71—73), die schlüssigen Gegenargumente anzuführen, die vom Z. d. K. gegen solche auch von anderer Seite immer wieder vorgebrachten falschen Behauptungen wiederholt veröffentlicht wurden.

Wer sich über die unternehmerische Betätigung der Gewerkschaften informieren möchte, muß vor der Schrift von Friedl gewarnt werden, da sie ein einseitiges, teilweise unrichtiges und polemisch verfälschtes Bild der Wirklichkeit vermittelt.

Daß es dem Verfasser weniger auf eine gründliche Darstellung seines Themas ankam als darauf, gewissen antigewerkschaftlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, erhellt auch daraus, daß er nicht nur ohne jede Nachprüfung die von Unternehmerseite aufgebrachte Behauptung von 10 000 Arbeitnehmer-Aufsichtsräten übernimmt (während es sich höchstens um 6000 handeln kann), sondern auch erklärt, daß sie „ihren Posten dem DGB verdanken“. Das trifft in dieser Allgemeinheit nicht einmal für die Mitbestimmungsbetriebe zu, geschweige denn für die Unternehmen, bei denen die Aufsichtsräte nach dem Betriebsverfassungsgesetz bestellt werden. An solchen Unrichtigkeiten, Halbwahrheiten und schiefen Darstellungen ist in der Schrift kein Mangel. Um so willkommener dürfte sie manchen Gegnern der Gewerkschaften sein. *Dr. Kurt Hirche*

HERMANN GLASER

SPIESSER-IDEOLOGIE

Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert. Verlag Rombach & Co GmbH, Freiburg im Breisgau 1964. 280 S., 16 S. Bildtafeln, Paperback 14,80 DM.

Es ist nicht gut, sich dem Genuß irgendwelcher Ideale in beschaulicher Sonntagsstimmung hinzugeben, jedenfalls in Deutschland nicht. In Sonntagsstimmung befinden sich bei uns nämlich alle jene, die sich in Sonntagskluft geworfen und den Alltagsmenschen — auf Garderobenummer versteht sich — vorm Festsaal der Kultur abgegeben haben. Nun hocken sie da und lauschen in feierlicher Stimmung den Worten der Liebe, der Schönheit, des Glaubens, der Ethik und der Politik. Und der in der Garderobe abgegebene „Alltagsmensch“? Er verbrennt Bücher, beraubt ganze

Völker, vergast und mordet Juden und sonstige nichtarische oder „minderwertige“ Rassen und gebärdet sich, als könne er alles. Sein Sonntagsmensch kommt nach der Vorstellung, nimmt ihn nach Abgabe der Garderobenummer wieder in Empfang und geht hochgestimmt zum Sonntagsbraten nach Hause. Die Welt ist unverändert.

Diesen zweigeteilten Menschen — oder richtiger: seine Ideologie — nimmt Hermann Glaser aufs Korn. Er zeigt, wie der deutsche Spieß die deutsche Kultur bestohlen hat, um sich die Fassade zu errichten, die ihm sein geschichtsloses Dasein ermöglicht, wie er *Schiller* und *Goethe* verfälscht, um den Geist von Weimar mit dem Geist von Potsdam gleichsetzen zu können, wie er alles Häßliche verbannt, um nur das angeblich Schöne, Saubere, Klare in der Kunst zu verehren oder im „deutschen Mädel“ zu lieben. Er sitzt in seiner Gartenlaube und singt seine herzigen Lieder, voller Gemüt und jenseits allen Intellektualismus, jenseits aller „Dekadenz“. Er hält seine Helden hoch und verachtet die Demokraten, er schwärmt für die „blonde Bestie“, den „Führer“, er verteidigt „Blut und Boden“ und die „germanische Rasse“ beim Bier, auf dem Paukboden, im Krieg.

Hermann Glaser sagt über sein Buch: „Es handelt sich bei dieser Schrift — einem solchen Mißverständnis ist vorzubeugen — nicht um eine historische Arbeit, nicht um Geistesgeschichte, die chronologischem Prinzip verpflichtet wäre. Die erkannten Merkmale werden häufig ohne Rücksicht auf die zeitliche Aufeinanderfolge nebeneinandergestellt (auch immer wieder aufgegriffen, mehrfach, jeweils von anderem Aspekt her, dargestellt). Die These wird aufgestellt und soll bewiesen werden, daß die ‚Geschichte‘ des offiziellen deutschen Geistes innerhalb der letzten ein- einhalb Jahrhunderte keine Entwicklung brachte, sondern einem monotonen Rotieren um gleichbleibende ideologische Verzerrungen und Lebenslügen glich . . . Der Nationalsozialismus bedeutete nach alldem keinen Betriebsunfall der deutschen Geschichte, sondern war Endpunkt eines seit langem breit und einladend angelegten Weges (die anderen Wege wurden nur von wenigen begangen!).“ (S. 14 f.)

„Spieß-Ideologie“ ist ein Pamphlet mit ähnlichen Intentionen wie *Amerys* „Kapitulation“ und nicht weniger scharf. Allerdings fehlt ihm zuweilen die Konzentration *Amerys*. Er hat zuviel spielerische Freude daran, deutsche Dichter, Schriftsteller, Literaten als Beweis für ihre Affinität der Spieß-Ideologie gegenüber zu zitieren. Es wäre besser, er beschränkte sich darauf zu zeigen (was er sehr eindrucksvoll tut), wie sie mißbraucht wurden, dem deutschen Spieß zu seinem Idyll zu verhelfen. Dann würde die Darstellung von *Hitlers* „Mein Kampf“ als die deutsche Spieß-

Ber-Bibel wirkungsvoller sein. Es geht nicht an und widerspricht meiner Ansicht nach auch den Intentionen des Buches, wenn neben dem Nachweis mittels Texten aus „Mein Kampf“, daß Hitler schlechthin die Vollendung des deutschen Spießers sei — und Glaser arbeitet das ausgezeichnet heraus — mit einem gewissen schadenfrohen Augenzwinkern Texte von Goethe, Thomas Mann u. a. angeführt werden, um zu beweisen, daß auch in ihnen ein Stück Spießer hockt. *Annemarie Zimmermann*

CORC R I S T I A N T R O E B S T AUF WUNDER IST KEIN VERLASS

Das Abenteuer zu überleben. Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf-Wien 1963. 372 S., Ln. 19,80 DM.

Wer Lust hat, Berichte über Unglücksfälle gleich pfundweise zu sich zu nehmen, wird gierig nach dieser Chronik greifen, deren sicherlich richtige, aber nicht sehr überraschende Moral lautet: Hätten sich die Opfer dieser und jener Katastrophe richtig verhalten, wären sie heute vielleicht noch am Leben. Denn wer kann schon von sich mit Sicherheit behaupten, nie in der Wüste oder am Nordpol notzulanden, nie mit dem Wagen in unwirtlicher Gegend in einen Schnee- oder Sandsturm zu geraten, usw.? Das Buch begnügt sich damit, uns diese überfällige Einsicht tausendfältig einzubläuen, ohne indessen den Anspruch zu erheben, Lehrbuch zu sein. Und das ist gut so, denn sonst müßte man den Vorschlag des Verfassers, eine „Weltfriedens-union“ zu gründen, vor deren Militär- und Wirtschaftsmacht der Ostblock schließlich in die Knie geht, am Ende ernst nehmen. . .

B. K.

MARTIN LUTHER KING FREIHEIT

Aufbruch der Neger Nordamerikas. Bericht über den Busstreik in Montgomery. J. G. Oncken Verlag, Kassel 1964. 205 S., 16 S. Fotos, Paperback 9,80 DM.

Der bedeutende Negerführer, Pastor und Theologe, Sohn eines Baptistenpredigers aus Atlanta/Georgia, Dr. Martin Luther King, berichtet im vorliegenden Buch in eindringlichen Worten über den Busstreik in Montgomery, der vom Dezember 1955 bis Dezember 1956 dauerte und in dessen Verlauf mehr als 50 000 farbige Amerikaner die Unbequemlichkeit auf sich nahmen, die städtischen Busse zu bestreiken. In diesen Bussen durften die Schwarzen nur die hintere Wagenhälfte benutzen, auch wenn in der vorderen Platz war. Obwohl sie vorn beim Fahrer zu bezahlen hatten, mußten sie aussteigen, um in das hintere Abteil zu gelangen. Bei dieser Prozedur schikanierten die ausschließlich weißen Fahrer die schwarzen Fahrgäste, wo sie nur

konnten, und als am 1. Dezember 1955 eine Negerin ihren Platz für weiße Fahrgäste freimachen sollte, kam sie dieser Aufforderung nicht nach, „weil sie es satt hatte“, wie King schreibt (S. 32). Ihre Verhaftung und Verurteilung löste den Busstreik aus. Er wurde geleitet von den Pfarrern — mit ganz wenigen Ausnahmen schwarzen — und ihren aktiven Gemeindegliedern, an ihrer Spitze King, den die Neger zu ihrem Sprecher gewählt hatten.

Er beschreibt nun die Probleme, die die Durchführung des Streiks aufwarf: theoretische, theologische und vor allem praktische. Theoretisch und theologisch beschäftigt King sich zuerst mit dem Gedanken, daß sie mit ihrem Streik den Boykott der Weißen Bürgerräte (einer Institution zur Aufrechterhaltung der Segregation) übernahmen, also ein Mittel, das vorwiegend zu einem schlechten Ziel gebraucht wurde. Ihm und seinen Mitstreitern ging es jedoch darum, die Mitarbeit zu etwas Bösem zu verweigern. Deshalb wird das Wort Boykott nicht mehr von ihnen gebraucht. King überzeugt die Streikenden in Versammlungen, die überall (während des Streiks fast täglich) in den Kirchen abgehalten werden, daß sie sich der Methode des gewaltlosen Widerstandes bedienen müßten, da es ihnen nicht darum gehen dürfe, ihre weißen Brüder zu demütigen, sondern sie zu überzeugen. „Der Zweck ist Wiedergutmachung und Aussöhnung.“ (S. 78.)

Die praktischen Probleme entstehen vor allem aus den Transportschwierigkeiten, denn die Neger müssen ja zu ihrer Arbeit. Aber auch das Fehlen einer eigenen Presse, eines Büros für das Streikkomitee — sie werden immer wieder hinauskomplimentiert, wenn sie eine Bleibe gefunden haben — und vor allem der Mangel an Geld machen den Führern Kopfzerbrechen. King berät sich mit Negern, die in anderen Städten bereits Streiks organisiert hatten und erfährt, daß sie einen eigenen Autopool gegründet haben. Er läßt Flugblätter drucken, mietet endlich ein Büro in einem Gewerkschaftshaus einer Gewerkschaft, die nur schwarze Mitglieder hat, und ruft zu einer Geldsammlung auf, die in allen Teilen der Welt ein Echo findet. Aber die Entscheidung wird dann doch von einem Bundesgericht gefällt, das die Segregation in den Bussen als ungesetzlich erklärt. Und die Weißen nehmen es dank der Disziplin der Schwarzen, die während dieses Jahres sehr an Selbstbewußtsein gewonnen haben, hin, daß sie in integrierten Bussen fahren müssen. Es kommt nicht zu Ausschreitungen.

Eine kurze Besprechung kann nicht wiedergeben, was alles in einem so inhaltsreichen Werk wie dem von King enthalten ist. Es ist ein Exkurs über die Möglichkeiten, die eine direkte Demokratie in einer Welt hat, die nur auf friedlichem Wege integriert werden kann.

King beschreibt diese Möglichkeiten äußerst lebendig. Seine theoretischen Überlegungen und Unterweisungen sind so eng mit der „Handlung“ des Buches verknüpft, daß man — seltenes Glück im gespaltenen Europa — die Einheit von Theorie und Praxis unmittelbar miterlebt. Das Buch schließt mit einer sehr würdigen Antwort Dr. Kings auf Vorwürfe kirchlicher Persönlichkeiten der Weißen, die er 1963 aus dem Gefängnis in Birmingham schrieb, und mit einem kurzen Nachwort von Propst Dr. Dr. *Heinrich Grüber*, in dem es heißt: „Wenn ich mich in der Hitlerzeit oft geschämt habe, ein Deutscher zu sein, dann schäme ich mich nach meinem Besuch in Amerika ebensooft, ein Weißer zu sein.“ (S. 204) *Annemarie Zimmermann*

D E N I S E LEGRIX
... UND DOCH ALS MENSCH
GEBOREN

Aus dem Französischen übersetzt von Maria Frauzem. Verlag Herder, Freiburg—Basel—Wien 1963. 216 S., Ln. 16,80 DM.

Mehr denn je stehen wir heute vor dem Problem der Geburt mißgebildeter Kinder, und wir fragen uns, ob und wie solche Wesen leben können. Denise Legrix gibt uns eine Antwort in ihrem Lebensbericht. Ohne Arme und Beine geboren, nimmt sie den Lebenskampf auf, fast ohne jede Hilfe, wenn man von der verständnisvollen Unterstützung ihrer Familie, einfachen Bauersleuten, absehen will. Aus eigener Initiative und ohne Vorbild lernt sie allein essen und trinken, sich vorwärtsbewegen, lesen, nähen und sticken. Sie weiß sich gegen die Zweifel und die gutgemeinte Schonung ihrer Umwelt durchzusetzen zu einem tätigen Leben, sie bringt es unter großen Schwierigkeiten und Leiden fertig, selbst ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und ist heute eine anerkannte Malerin in Paris.

Denise Legrix schrieb ihr Buch für alle diejenigen, die ihre Leidensgenossen sind. Sie will ihnen etwas von ihrem Lebensmut, ihrer Zähigkeit, ihrer Lebenskraft übermitteln, sie will ihnen Mut geben für ihr schweres Schicksal und sie will auch die Gesunden veranlassen, die Körperbehinderten in den Kreis ihres Lebens einzubeziehen und ihnen beizustehen, daß sie sich selbst helfen können.

Erika Donner

Kurz angezeigt

Unter dem Titel „Stationen“ hat der Verlag *Piper* (München) zu seinem 60jährigen Bestehen einen ungewöhnlich reichhaltigen Almanach mit Beiträgen aus allen Produktionsgebieten des Verlages veröffentlicht: ein schier unerschöpfliches Lesebuch aus Literatur, Musik, Bildender Kunst, Philosophie, Wissenschaft und Politik (755 S., Paperback 9,80 D-Mark).

Die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände hat den gemeinsamen Geschäftsbericht der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft und des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenvereins e. V. für 1962/1964 veröffentlicht; er enthält reiches Material zur schulpolitischen Situation und Diskussion (432 S.). — Ferner veröffentlichte die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Lehrerverbände als Dokumentation zum Kongreß der Lehrer und Erzieher (Berlin, Mai 1964) Gutachten und Stellungnahmen über „Die wissenschaftliche und praktische Vorbildung der Lehrer und Erzieher“ (168 S.).

Der Bundesvorstand des DGB hat die Schrift „Der FDGB Erfüllungsgehilfe der SED“ in dritter, ergänzter und erweiterter Auflage herausgegeben (224 S.). *W.F.*